Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 106 (2010)

Heft: 1: Alltagsglück

Artikel: Momente gelingender Urbanität : über Konflikt und Kontakt im öffentlichen Raum

Autor: Warneken, Bernd Jürgen

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-118309

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweizerisches Archiv für Volkskunde 106 (2010), 135–145

Momente gelingender Urbanität

Über Konflikt und Kontakt im öffentlichen Raum

Bernd Jürgen Warneken

«It's a jungle out there. Disorder and confusion everywhere.
No one seems to care.»

Das meint nicht nur Adrian Monk, der unheldische Held einer in San Francisco spielenden Fernsehserie; man hört und liest es auch über deutsche, mitunter sogar über schweizerische Städte. Zum einen geht Angst um: vor zunehmender Strassengewalt wie Raubüberfällen durch Junkies oder willkürlich auf Passanten einschlagende Jugendliche. Zum andern grassiert der Ärger über ständige kleinere Regelverletzungen. Die Leserbriefspalten von Grossstadtzeitungen sind voll von Klagen darüber, dass das komplexe Regelgeflecht, das den friedlichen Ausgleich der im öffentlichen Raum aufeinandertreffenden Bedürfnisse und Geschmäcker garantiert, ständig durchbrochen werde. Moniert wird dabei sowohl die massenhafte Übertretung geschriebener Gesetze – z. B. Ampeln missachtende oder durch die Fussgängerzone preschende Radfahrer – als auch eine Erosion informeller Regeln: Lärmbelästigung des Sitznachbarn, doppelte Platzbelegung im Bus, Liegenlassen von Abfall, Unhöflichkeit bis hin zur Anpöbelei. «Urbanes» Verhalten, werde es nun eher minimalistisch als «höfliche Gleichgültigkeit»[1] oder anspruchsvoller als «praktizierte Brüderlichkeit unter Fremden»[2] definiert, scheint demnach auf dem Rückzug zu sein. Manche Stadtsoziologen stimmen dem zu. Sie erklären die langgehegte Hoffnung, Städte und insbesondere Grossstädte seien Werkstätten der Koexistenz und der Toleranz zwischen sozial, kulturell, ethnisch heterogenen Gruppen, für illusionär, konstatieren eine abnehmende Fähigkeit, Fremden offen zu begegnen oder Vergnügen an der Geselligkeit mit Fremden zu finden, und stattdessen einen verbreiteten Rückzug in Privaträume, in *gated communities,* in den vertrauten Kiez. Man liest vom «Zerfall des Urbanen», vom «Ende der zivilisierten Stadt»[3]: Grossstadtdschungel eben, *urbanus urbano lupus* (und *urbanae* sowieso).

Nun sind das, bleibt man einmal bei deutschen Verhältnissen, keine puren Phantasien. Es gibt Stadtareale, wo die Strassenkriminalität in den letzten Jahren zugenommen hat, und Jugendmilieus, in denen die Gewaltbereitschaft gestiegen ist. Eine generelle Zunahme der Gewalt im öffentlichen Raum ist jedoch nicht belegbar. Für München etwa, wo 2007 brutale Überfälle in der U-Bahn für Angst und Empörung gesorgt hatten, zeigt die Polizeistatistik, dass die Gewaltdelikte in Zügen und Stationen der U-Bahn trotz höherer Fahrgastzahlen von 214 im Jahr 1997 auf 192 im Jahr 2006 zurückgingen und 2007 in den ersten drei Quartalen ca. 12% weniger betrugen als im selben Zeitraum des Vorjahres.[4] Und als 2006 in Berlin wieder einmal eine heftige Diskussion über zunehmende Brutalität in Strassen, Bussen und Bahnen entbrannt war, ergab die statistische Nachforschung,

dass die Jugendkriminalität insgesamt abgenommen und die Rohheitsdelikte von Jugendlichen nicht zugenommen hatten. Beobachtbar sei hingegen, so die Präventionsbeauftragte der Berliner Polizei, eine Zunahme des Herumpöbelns und der Drohgebärden von Jugendlichen.[5] Die Verunsicherung zumal älterer Passanten durch derlei Machogestik und Gewaltrhetorik trägt sicherlich dazu bei, dass die Angst vor Strassenkriminalität hierzulande mit grossem Vorsprung vor der realen Gefährdung herläuft, und die Verkennung des zumeist spielerischen Charakters oder zumindest spielerischen Anteils dieser Kampfrituale[6] fördert das Bild einer zunehmend von Feindseligkeit geprägten öffentlichen Interaktion. Doch dieser Eindruck eines Niedergangs ist als Geschichtsdiagnose ebenso fragwürdig wie als Zustandsbeschreibung: Einerseits gab es nie die gute, alte Grossstadt, bei der die tägliche und nächtliche Begegnung verschiedener Altersgruppen, Religionsgemeinschaften, Klassen, Ethnien prinzipiell friedlicher und harmonischer vonstatten gegangen wäre als heute. Andererseits wird die heutige Alltagskommunikation im europäischen Stadt- und auch Grossstadtraum beileibe nicht von Rücksichtslosigkeit, Konflikt, Kampf und reaktiver Abschottung von der Strassenöffentlichkeit beherrscht. Ähnlich wie von der Stadt als «Integrationsmaschine» kann man von der Stadt als Kommunikationsmaschine sagen: Sie ist weniger leistungsstark als von vielen erhofft, ja sie stottert mitunter heftig, aber sie läuft.

Koordination

Nehmen wir zunächst das ganz basale Erfordernis der städtischen Massenkommunikation: Kooperation. Gewiss gilt, was Zygmunt Bauman über das Zusammentreffen von Fremden in der Öffentlichkeit sagt: Bei der stationären Kopräsenz bedarf es keiner Anwesenheit des Anderen, und bei der mobilen ist der Andere sogar nur ein Hindernis, die Begegnung mit ihm eine Störung der eigenen Kreise.[7] Aber die eigenen Ziele lassen sich in einer Vielzahl von Situationen nicht ohne inkorporierte Rücksicht auf die anderen Egoisten erreichen, und das eigene Handeln würde unmöglich oder aber beträchtlich verzögert, wenn nicht ein vorgängiges Vertrauen in die Kooperationsbereitschaft der anderen Strassennutzer und Verkehrsteilnehmer bestünde. Das bekannteste Beispiel für die Berechtigung dieses Vertrauensvorschusses sind Fussgängergruppen, die sich bei Ampelrot beiderseits eines Zebrastreifens wie eine Phalanx gegenüberstehen, bei Grün aufeinander losstürmen und dann auf wundersame Weise durcheinander hindurch finden, ohne zusammenzustossen, ja meist ohne sich auch nur zu berühren. Wie sehr man auf diese stumme Verständigung setzen kann, zeigen nicht zuletzt die unter dem Begriff *shared space* firmierenden Experimente in mehreren Städten der EU, Ampeln und Verkehrszeichen radikal zu reduzieren. Das von dem niederländischen Verkehrsplaner Hans Monderman entwickelte Konzept setzt auf soziales Verhalten – mit Erfolg. Die Erfahrungen mit diesem Schritt in die Anarchie (der in den Niederlanden inzwischen in mehr als 100 Gemeinden umgesetzt ist) des-

avouierten die Angst vor einem Regiment der Frechheit und ständigen Kollisionen; die Unfälle gingen sogar drastisch zurück, die Verkehrsregelung über den gegenseitigen Blickkontakt funktioniert offenbar besser als die Orientierung an Gebots- und Verbotszeichen.[8] Woraus zugleich zu lernen ist, dass Kooperationsbereitschaft und Kooperationsfähigkeit nicht als starre Verhaltensdispositionen in den öffentlichen Raum mitgebracht werden, sondern von dessen Ausgestaltung eher aberzogen oder eher stimuliert werden können.

Hilfe

Nun impliziert die Vorstellung kooperativen Verhaltens sicherlich mehr als die Koordination von Handlungsabläufen, mehr als einander Ausweichen, sich Einreihen, situationsangepasstes Stop and Go. Es schliesst überdies eine gewisse Kommunikationsbereitschaft ein, z.B. wenn man um Auskunft gebeten wird, und kleine Hilfsdienste, wenn jemand hinfällt, etwas fallen lässt, eine Stufe nicht hinaufkommt usw. «Zur Öffentlichkeit», schreibt Eva-Maria Eckel 1996, «gehört […] die Erregung darüber, wenn sich jemand ‹daneben› benimmt, ‹zu dick aufträgt›, oder zu ‹platzgreifend› und unsensibel ist […]. Zur Öffentlichkeit gehört aber auch die Korrektur eigener Vorurteile, wenn man zurückhaltender Höflichkeit begegnet, wo man sie nicht erwartet, wenn man Offenheit und Freundlichkeit erlebt, ohne Anspruch darauf zu empfinden, oder auch Solidarität von Fremden erfährt, wenn man in eine schwierige Lage geraten ist.»[9]

Freilich hört man oft, dass eben diese kleinen Akte ‹vorübergehender› Zuwendung und Hilfe in den letzten Jahrzehnten seltener geworden seien – durch Ellbogenmentalität bei den Gewinnern und psychische Verwahrlosung bei den Verlierern des «Turbokapitalismus». Notorisch sind zum Beispiel Klagen darüber, dass Jüngere Älteren immer seltener ihren Sitzplatz anbieten – wobei die Diagnose womöglich stimmt, aber höheres Alter ja nicht automatisch grössere Sitzbedürftigkeit bedeuten muss, d.h. die Frage offen bleibt, ob ostentativer Unterstützungsbedarf zunehmend ungedeckt bleibt und sich in der öffentlichen Interaktion ein genereller Wandel zur Gleichgültigkeit, ja Ruppigkeit vollzogen hat. Meine eigenen Alltagserfahrungen (nicht nur in Tübingen, sondern auch in Berlin) bestätigen dies jedenfalls nicht: Wenn junge Frauen mit Kinderwagen einen Bus erklimmen wollen, wenn ältere Menschen mit Koffer aus dem Zug steigen, wenn jemandem an der Supermarktkasse etwas herunterfällt, strecken sich zumeist helfende Hände aus.

Eine andere Frage ist es, wie Passanten reagieren, wenn andere in eine dramatische körperliche Notsituation geraten sind. Dass es im öffentlichen Raum heute an barmherzigen Samaritern fehle, ist zu einem verbreiteten Medien-Topos geworden (wobei gerade die Samariter-Erzählung lehren sollte, dass das Problem nicht modernespezifisch ist): «Wir lassen unseren Mitmenschen an unseren Telefongesprächen teilhaben», konstatiert z.B. Gustav Seibt in der Süddeutschen Zei-

tung vom 27.11.2006, «aber wenn er umkippt, lassen wir ihn liegen.» Vor allem nach opferreichen Verkehrsunfällen und brutalen Gewaltattacken auf der Strasse macht sich gern Empörung über tatenlose Gaffer oder feige Weitergeher breit. Doch bei genauerem Hinsehen erweisen sich die Vorwürfe oft als falsch oder zumindest zu pauschal. So meldete die Presse z.B. nach dem tödlichen Angriff auf einen 50-Jährigen, der in einer Münchner S-Bahn Kinder gegen einige aggressive Jugendliche verteidigen wollte, zahlreiche anwesende Passanten hätten der Attacke tatenlos zugesehen. Die staatsanwaltlichen Recherchen ergaben dann jedoch, dass einige Zeugen versucht hatten, die Schläger durch Zurufe zu stoppen, dass bei der Polizei mehrere Notrufe eingegangen waren und ein Mann sogar vom anderen Bahnsteig auf die Gleise gesprungen war, um in das Geschehen einzugreifen.[10] Experimente mit gestellten Verkehrsunfällen zeigen eine nicht berauschende, aber auch nicht deprimierende Quote von Hilfsbereitschaft. Bei einem simulierten Radunfall fragten in Marburg immerhin an die 30% der Passanten, ob sie etwas tun könnten.[11] Und bei einem von der Polizei vorgetäuschten Autounfall auf einer Bundesstrasse bei Belm/Niedersachsen hielten 60 von 180 beobachteten Fahrern an. Ein Bericht des Nord-West-Media-TV rubriziert diesen Befund unter «mangelnde Hilfsbereitschaft» und stellt «die krasseste Aussage» bei den zu ihrem Verhalten befragten Nicht-Helfern heraus: «Na ja, dann gibt es eben einen weniger.»[12] Eine solche moralische Anprangerung – bei diesem Thema weit verbreitet – ist gewiss gut gemeint, aber höchst problematisch. Wie Verkehrspsychologen sagen, ist das scheinbar ungerührte Weiterfahren bei Autounfällen vor allem durch die Angst bedingt, bei Rettungsversuchen etwas falsch zu machen.[13] Auch bei Schlägereien ist es am wenigsten Gefühlskälte, was am Dazwischentreten hindert, sondern an erster Stelle die ja nicht unberechtigte Angst, selbst zum Opfer zu werden. Dennoch neigen Medien und Publikum, fast möchte man sagen: wider besseres Wissen, zumindest in der ersten Aufwallung immer wieder dazu, aus einschlägigen Vorfällen einen massenhaften Werteverfall, eine steigende Tendenz zur Gleichgültigkeit gegenüber Fremden herauszulesen. Diese Neigung steht, so meine ich, in der Tradition einer sozialkonservativen Psychologie, die von einer dünnen Patina mühsam anerzogener Prosozialität ausgeht und die Menschen in Stresssituationen sofort wieder in einen «nackten», d.h. natürlichen Egoismus zurückfallen sieht. Besonders drastische Beispiele für eine solche Verzeichnung finden sich in der Katastrophenberichterstattung. Ich denke da zum Beispiel an das Medienecho der Katastrophe im Sheffielder Fussballstadion[14] oder (der kurze Atlantiktrip sei erlaubt) auf die Überflutung von New Orleans nach dem Wirbelsturm «Katrina», in dem beide Male ein nicht bloss unsolidarischer, sondern im höchsten Grad asozialer, raubtierhafter Mob die Phantasieszene bevölkert. In den Berichten über New Orleans war von der Beschiessung von Rettungshubschraubern und Dutzenden von Morden und Vergewaltigungen in den Notlagern Superdome und Convention Center die Rede, wovon am Ende ein Todesfall übrigblieb.[15] Michael Eric Dyson resümiert dazu in seinem Katrina-Buch «Come Hell or High Water»: "The media also framed the black poor when it helped to spread rumors

about violent and animalistic black behavior in the shelters to which they fled. [...] As the *Times Payune* reported, the 'picture that emerged was one of the impoverished masses of flood victims resorting to utter depravity, randomless attacking each other, as well as the police trying to protect them and the rescue workers trying to save them.' Nearly every one of the allegations proved to be baseless rumor."[16]

Konflikt als Kontakt

Und wie steht es mit dem Verhalten bei den kleineren Konflikten, die sich im städtischen Verkehr ständig ergeben? «Passanten» sind ja Individuen, die aneinander vorbeigehen und nicht aufeinander treffen wollen. Stossen diese Fremdkörper doch aufeinander, bedeutet das eine Störung. Der individuelle *pursuit of happiness* wird unterbrochen. Entsprechend naheliegend ist die ärgerliche Reaktion auf eine solche Störung. Damit diese zum heftigen verbalen oder gar physischen Kampf eskaliert, müssen allerdings spezifische Bedingungen hinzukommen: z.B. die Disposition mancher marginalisierten Jugendlichen zur beständigen ‹Vorwärtsverteidigung› der beständig verletzten Ehre. Zumeist jedoch, so möchte ich behaupten, führen ungewollte Berührungen zu Entschuldigungen und unfaires Vordrängeln zu unwilligem Gemurmel, aber nicht zur brachialen Revanche. Ja noch mehr: Solche Zusammenstösse sind mitunter der Anlass von Kontakten, bei denen mit der gegenseitigen Fremdheit auch die gegenseitige Feindseligkeit schwinden kann. Erving Goffman schreibt zu diesem Konflikt-Kontakt-Modell: «Wenn einer zum Beispiel jemanden gestossen oder gerempelt hat (oder andere sonstwie ihres Rechts beraubt hat, ungestört ihrer Wege zu gehen), kann er von dem Recht Gebrauch machen, mit diesen Personen Kontakt aufzunehmen, Unterstützung anzubieten, um eine Erklärung, eine Entschuldigung oder Ähnliches zu übermitteln. Das Bedürfnis der anderen nach Abhilfe oder Kompensation für das Erlittene wird vermutlich grösser sein als der Widerstand gegen einen Kontakt, zu dem man von einem Fremden gezwungen wird. [...] Wenn zwei Personen einander im Vorübergehen auf der Strasse unabsichtlich berühren, können beide in die Rolle des Schuldigen schlüpfen; beide können die sich daraus ergebende Freiheit geniessen, rein zum Zwecke einer Entschuldigung eine Begegnung zu initiieren.»[17]

Hier das Protokoll eines von mir erlebten Vorfalls:

In einem überfüllten Tübinger Stadtbus am Sonntag, dem 6. Januar 1999: Eine Frau, zwischen 50 und 60 Jahre alt, sitzt am Gang, der Fensterplatz neben ihr ist unbesetzt. Ein jüngerer Mann fragt sie, ob der Platz noch frei sei. Sie fragt zurück, wann er aussteige. Er murmelt etwas vor sich hin und schiebt sich ein paar Meter weiter. Ein anderer in der Nähe stehender Mann, 65 bis 70 Jahre alt, der die Szene beobachtet hat, schimpft etwas vor sich hin und sagt dann recht energisch zu der sitzenden Frau: «Ich möchte auf diesen Sitzplatz.» Sie, sitzenbleibend: «Wie weit fahren Sie?» Er: «Das tut nichts zur Sache. Ich möchte mich jetzt da hinsetzen.» Sie steht nun auf, er zwängt sich vorbei und setzt sich. Nach kurzer Zeit sagt

er: «Der Platz war schliesslich frei.» Sie: «Es durfte auch jeder rein, ich habe ihn ja freigehalten.» Und nach einer Pause: «Ich wollte nicht ans Fenster rücken, weil es unangenehm ist, wenn man beim Aussteigen an jemandem vorbeimuss.» Er: «Mhm.» Sie: «Heute bei diesem schönen Wetter sind viele unterwegs.» Er: «Und die setzen nur so einen kleinen Bus ein.» Sie: «Ja, statt so einen langen Bus mit Anhänger.» Als sie aussteigt, sagt er: «Auf Wiedersehen!»

Der Konfliktforschung ist eine solche Verhaltensdynamik nicht fremd. Lewis Coser z. B. sagt in seiner «Theorie sozialer Konflikte» über den Unterschied von Feindseligkeit und Konflikt: Feindseligkeit verändere nicht notwendigerweise die Beziehungen zwischen den Betroffenen, aber im Verlauf eines Konflikts, also einer Interaktion, veränderten sie sich notwendigerweise, und dies nicht unbedingt zum Schlechteren: «Kinderpsychologen haben herausgefunden, dass Spannung und Konflikt häufig just die Art sind, in der Kinder Beziehungen anknüpfen. Nachdem sie zunächst um ein Spielzeug gestritten haben, können Kinder, die vorher füreinander fremd waren, nachher gemeinsam damit spielen. Ein Kind, das in der Konfliktbeziehung geprüft wurde, kann danach zum Spielkameraden werden. Das Verhalten von Erwachsenen bietet eine Menge ähnlicher Beispiele. Der Konflikt scheint eines der Mittel zu sein, sich über einen zunächst unbekannten Menschen Kenntnis zu verschaffen und so eine Basis für andere Formen der Interaktion abzugeben. So führt feindliche Interaktion später oft zu freundschaftlicher Interaktion, der Konflikt ist dabei das Mittel, den bislang Unbekannten zu ‹prüfen› und ‹kennen zu lernen›. Der Fremde wird einem im Kampf vertraut.»[18] Der grossstädtische «Passantenverkehr» gibt ein geradezu ideales Modell für diese Verwandlungsmöglichkeit der Interaktion ab: Die Fremden, die sich hier begegnen, ohne sich treffen zu wollen, werden durch einen Störfall, eine Stockung des geplanten Ablaufs, ein ärgerliches Aufeinanderprallen beim Verfolgen des je eigenen Wegs zu einer extensiveren und intensiveren Kommunikation veranlasst. Das ergibt die Möglichkeit, Vorannahmen über den andern, vor allem Ängste vor dem anderen oder Projektionen eigener Feindseligkeit zu korrigieren. Das wird selten der Beginn einer wunderbaren Freundschaft sein, aber es kann doch zumindest ein erneutes Zusammentreffen zu einer eher angenehmen als unangenehmen Aussicht machen: «Auf Wiedersehen!»

Koexistenz und Konfluenz

Damit Alltagskonflikte im öffentlichen Raum tatsächlich in einem freundlichen Kontakt münden können, bedarf es freilich bestimmter Voraussetzungen. Ob ein Zusammenstoss in eine freundliche Kommunikation umschlagen kann, hat z. B. mit dem Konflikttypus zu tun: Auseinandersetzungen, denen verschiedene Interessen zugrunde liegen, münden natürlich seltener in Versöhnung als blosse Missverständnisse; ebenso die sogenannten unteilbaren Konflikte, bei denen es um ein Entweder-Oder und nicht um ein Mehr-oder-Weniger geht. Und natürlich ist die mitgebrachte

psychische Disposition von Bedeutung: Glaubt man jüngeren empirischen Erhebungen, so sind hierzulande die Pole «Streitsucht» und «Versöhnungsbereitschaft» etwa gleich stark besetzt, wobei unter den zur Friedlichkeit Gestimmten weit mehr Frauen als Männer und weit mehr Erwachsene als Jugendliche vertreten sind.[19]

In Anschlag zu bringen ist aber auch eine soziokulturelle Disposition: die Lust oder Unlust an urbaner «Vergesellschaftung». Viele Beobachter sehen hier – wie schon eingangs erwähnt – eine Zunahme von Unlust: ein Unbehagen im «ungeschützten» öffentlichen Raum; Abwehr, Angst, zumindest Unsicherheit bei der Begegnung mit anderen Sozialgruppen; Rückzug in die eigenen vier Wände, zumindest in die eigenen Wohnquartiere, die zudem sozial immer homogener werden. Diese Phänomene sind in der Tat zu beobachten, doch die gleichzeitigen Gegenentwicklungen sollten nicht übersehen werden. Seit den 1960er-Jahren hat sich die Zahl der Einpersonenhaushalte mehr als verdreifacht; in Städten mit mehr als 500000 Einwohnern lebten im Jahre 2006 49% alleine.[20] Viele dieser Singles, und nicht nur die Jüngeren, sind auf der Suche nach Kommunikationsmöglichkeiten, wobei für sie gerade die transitorischen, unverbindlichen Fremdkontakte im öffentlichen und halböffentlichen Raum attraktiv sind. Das heisst: Unsere bisherige Darstellung, welche vom Nutzer des öffentlichen Stadtraums als Passanten ausging, ist unvollständig. Zur Rolle des urbanen Passanten kommt die des Partners bei öffentlicher Geselligkeit, zur Koexistenz die «Konfluenz», die nicht gemeinschaftliche, aber gemeinsame Teilhabe an städtischen Ereignissen und Angeboten. Das «Massenzugehörigkeitsbedürfnis»[21] heutiger Städter und Grossstädter ist enorm. Wir verzeichnen einen grossen, ja teilweise steigenden Zulauf zu traditionellen und zu neuen, multikulturellen Stadtfesten, zu Karnevalsumzügen, zum massenhaften Jugendtreffen bei *love parades,* bei Freiluftparties auf öffentlichen Plätzen (in Spanien drastisch *botellones,* Grossflaschenfeste, genannt). Bei der Fussballweltmeisterschaft 2006 wurde das *public viewing* etabliert, das sich seitdem, z.B. als gemeinsames «Tatort»-Sehen in der Szenekneipe, im städtischen Alltag ausbreitet[22] – wie seinerzeit zu Beginn des Fernsehzeitalters. Dass das Bedürfnis nach urbaner Geselligkeit sich nicht auf Sondertermine beschränkt, belegt überdies die Lust am Draussensitzen, eben nicht nur in lauschigen Gärten, sondern mitten auf den Gehsteigen und möglichst mit dem Rücken zur Hauswand, sodass neben dem Kaffee oder Bier auch das Strassenleben in vollen Zügen genossen werden kann. Die Prognose, dass die virtuelle die physische Kommunikation zunehmend substituiere und Urbanität ins Web übergehe, hat sich bisher unter dem Strich nicht bestätigt. Virtuelle und kopräsente Öffentlichkeit müssen nicht alternativ gesehen werden, sie können sich ergänzen, ja gegenseitig stärken: Im Internet verbreitete Demonstrationsaufrufe und Verabredungen zu *flashmobs* oder eben *botellones* sind Beispiele dafür.[23]

Gewiss treffen sich bei einer solchen öffentlichen Zusammenkunft häufig Personen aus demselben oder aus ähnlichen Milieus; und bei Ereignissen, zu denen tatsächlich Akteure «aus allen Klassen und Schichten» zusammenströmen, etwa bei grossen Fussballspielen, gibt es doch zumeist deutliche Grenzen der Verei-

nigung: kleinräumliche Segregation (z.B. Haupttribüne versus Stadionkurve) ebenso wie unterschiedliche Formen der Teilhabe. Dennoch erfüllen viele dieser Treffen die Kriterien für funktionierende Urbanität: Sie bringen einander bis dahin Fremde örtlich zusammen und erlauben zumindest die gegenseitige Beobachtung aus der Nähe, führen mitunter aber auch zu Gesprächen und anderen gemeinsamen Handlungen (Zuprosten, Liedersingen, Tanzen). Und manchmal kommt es auch zu massenhaften Interaktionen über einschneidende soziale und ethnische Grenzen hinweg. Die bekanntesten Beispiele aus den letzten Jahren sind das vereinte Feiern deutscher und ausländischer Fangruppen bei der Fussball-WM 2006 sowie deutscher und deutschlandtürkischer Fans bei der Fussball-EM 2008. Vor dem in Basel ausgetragenen Spiel Deutschland–Türkei am 25. Juni 2008 grassierte die Angst, das massenhafte binationale *public viewing* könnte zu massenhaften Nationalkonflikten führen; doch die etwa 500000 auf der Berliner Fanmeile blieben ebenso wie die Zigtausende auf den Strassen von Frankfurt, Hamburg, Stuttgart oder Basel ganz überwiegend friedlich. Tags darauf gingen Fotos von Verbrüderungsszenen durch die Medien, die sich zumeist erleichtert, am rechten Rand jedoch wegen mangelnden Türken-Bashings enttäuscht zeigten. Auch dies ist zweifellos ein Beispiel von gelungener Urbanität, von beiderseitig ausgeübter Toleranz und beiderseitig genossener Differenz, das hier – dies sei nochmals betont – ebenso wie die anderen beigebrachten Belege friedlicher bis freundschaftlicher Konfluenz nicht dem Zweck dient, der pessimistischen eine optimistische Grossstadtdiagnose entgegenzustellen, sondern nur zeigen soll, dass wir es mit einer widersprüchlichen Entwicklung, einem gleichzeitigen Neben- und Gegeneinander von Zerfall und Innovation öffentlichen Zusammenlebens, zu tun haben[24] und dass noch nicht entschieden ist, wohin die Waagschale sich in der nächsten Zeit neigen wird.

Vom Aufsatz zum Aufruf

Was hier skizziert und behauptet wurde, bedarf freilich noch näherer empirischer, am besten ethnografischer Untersuchung. Wann, wo, warum, wie oft passiert es, dass Gleichgültigkeit in zumindest momentane Zuwendung, gegenseitige Fremdheit in interessierte Kommunikation, Feindseligkeit in Versöhnungshandlungen übergeht? Welche strukturellen und welche situativen Voraussetzungen erleichtern solche gelingende Urbanität? Dass es an Studien hierzu mangelt, hat vielleicht mit der latenten Befürchtung zu tun, man lande damit schnell bei harmonisierenden Darstellungen, man trage zur Verharmlosung oder gar Verdrängung der existierenden und sich verschärfenden sozialen Spaltungen und Spannungen bei. Doch das ist meiner Meinung nach ein Fehlschluss: Die Frage nach den Verlaufsmustern und den Voraussetzungen prosozialer Interaktionen schliesst die Entdeckung und Pointierung der Hindernisse, die ihnen entgegenstehen, mit ein; das Gute verweist auf das Böse, das man lässt.

Eines der wenigen Beispiele für eine Stadtethnografie, welche in die hier gemeinte Richtung geht, ist die Studie über Köln-Ehrenfeld von Claudia Nikodem, Erika Schulze und Erol Yildiz. Sie betrachtet diesen migrantenreichen Stadtteil aus «verständigungsorientierter Perspektive». Ein Grossteil der sozialen Kommunikation in diesem Quartier geschieht, so stellen die Autoren fest, unter Fremden, seien das nun Diskussionen und Auseinandersetzungen an der Strassenecke, in Geschäften oder in Bildungseinrichtungen. Eine solche Kommunikation müsse «in der Lage sein, soziale Netze auch ohne Nähe, ohne geteilte Überzeugungen und Werte, Sympathien usw. herzustellen und erfolgreich zu bewältigen. Diese Art von Begegnungen gehört zur täglichen Herausforderung und Chance, zum Risiko und der Zumutung, denen sich jeder Grossstadtbewohner ausgesetzt sieht.» Die Untersuchung kommt zu dem Ergebnis, dass «die Ehrenfelder längst die Fähigkeit entwickelt haben, mit den unterschiedlichen Formen von ‹Anderssein› bzw. ‹Fremdheit› umzugehen», und sie betont, «wie stark die Integrationskraft und Flexibilität der Stadt ist, auch wenn es dazu weder politische noch sonstige Intentionen gab».[25]

Neben breit angelegten Ethnografien von Interaktionsgeflechten wäre die Sammlung und Analyse von Einzelereignissen hilfreich. Von Augenblicken zum Beispiel, in denen ‹Konfliktkontakt› in ‹Konsenskontakt› übergeht – in Bus und U-Bahn, an der Supermarktkasse, am Tresen in der Kneipe. Über Begegnungen zwischen Einzelpersonen hinaus geht es dabei auch um solche zwischen sich fremden bis feindseligen Gruppen. Hierzu ebenfalls ein Beispiel. In ihrer Studie über das Verhalten von Fussballfans zitiert Kathrin Kipp die Erzählung eines Anhängers des Regionalligisten SSV Reutlingen:

«Wir waren z. B. in Fürth, wir haben die geschlagen. Aber danach haben sie uns eingeladen in eine Gaststätte. Das war verrückt, ich habe gedacht, ich glaube, ich spinne, sie hatten verloren! Aber sie sagten: ‹Ha, ihr wart gut!›, und so haben wir mit ihnen gefeiert.»[26]

Von Interesse sind ausserdem Wandlungen, die sich in langfristigeren Interaktionen zwischen Konfliktbeteiligten ereignen können. Lohnend, so könnte ich mir vorstellen, wären etwa einschlägige Untersuchungen zum «Moscheestreit» in deutschen Städten.[27] Die sich häufig einstellenden Auseinandersetzungen um den Bau islamischer Gotteshäuser sind, wie wir wissen, oft sehr konfrontativ, haben aber offenbar auch Verständigungseffekte. So etwa der Streit um die Yavuz-Sultan-Selim-Moschee, die 1993 bis 1995 in Mannheim gegenüber der Liebfrauenkirche gebaut wurde. Gegen die Baupläne erhob sich heftiger Widerspruch, eine Bürgerinitiative gründete sich, es gab sogar Morddrohungen gegen den Architekten. Zu den Mitgliedern des moscheekritischen Anwohnervereins gehörte der Metzgermeister Norbert Herrmann. Etliche Jahre danach interviewte ihn Christoph Ehrhardt für die Frankfurter Allgemeinen Zeitung:

«Herr Herrmann weiss jetzt viel mehr über den Islam. Darüber ist er froh. ‹Das, was ich anfangs über Muslime wusste, hatte ich von Karl May (…). Und da kommen die ja nicht besonders gut weg.› Herr Herrmann referiert dann kurz über

die verschiedenen Richtungen im Islam. Er war inzwischen öfter in der Mannheimer Sultan-Selim-Moschee, gegen deren Bau er sich so erbittert gewehrt hatte. Er war sogar in Istanbul, zusammen mit den anderen Mitgliedern der ‹Christlich-Islamischen Gesellschaft Mannheim›.»[28]

Metzgermeister Herrmann ist kein Einzelfall: Nach der Fertigstellung der Mannheimer Moschee schwenkten, so liest man, viele dem Bau bisher skeptisch bis kritisch gegenüberstehende Bürger um. Heute gilt die Moschee als gelungenes Beispiel für Integration, als Symbol für ein weltoffenes Mannheim.[29]

Momente gelingender Urbanität: Gleich, ob man sie nun als Vorschein einer wünschbaren und erreichbaren künftigen Gesellschaftsordnung auffasst, als Teilwirklichkeit in einer unübersichtlichen Gemengelage von Verhaltenstendenzen oder sie gar, mit einem Buchtitel von Alexander Kluge, unter das Motto «Die Lücke, die der Teufel lässt» stellen will – sammeln und damit retten sollte man sie auf jeden Fall.

Anmerkungen

1 Vgl. Erving Goffman: Verhalten in sozialen Situationen. Strukturen und Regeln der Interaktion im öffentlichen Raum. Gütersloh 1971, S. 84ff.

2 Vgl. Andreas Feldtkeller: Die zweckentfremdete Stadt. Wider die Zerstörung des öffentlichen Raums. Frankfurt am Main, New York 1994, S. 34.

3 Vgl. dazu Eva Maria Eckel: Wandel des Verhaltens im veränderten grossstädtischen öffentlichen Raum. In: Bernhard Schäfers/Göttrik Wewer (Hg.): Die Stadt in Deutschland. Aktuelle Entwicklung und Probleme. Opladen 1996, S. 163–181, darin v.a. S. 163–165; und Markus Schroer: Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums. Frankfurt am Main 2006, S. 227–231.

4 Süddeutsche Zeitung, 16.1.2008.

5 Der Tagesspiegel, 23.10.2006, vgl. auch ebd., 5.11.2006.

6 Vgl. dazu Jörg Hüttermann: Polizeiliche Alltagspraxis im Spannungsfeld von Etablierten und Aussenseitern. In: Wilhelm Heitmeyer/Reimund Anhut (Hg.): Bedrohte Stadtgesellschaft. Soziale Desintegrationsprozesse und ethnisch-kulturelle Konfliktkonstellationen. Weinheim, München 2000, S. 497–548, v.a. S. 516–518.

7 Vgl. Zygmunt Bauman: Flaneure, Spieler und Touristen. Essays zu postmodernen Lebensformen. Hamburg 1977, S. 77.

8 Vgl. u.a. <www.shared-space.org>.

9 Eckel (wie Anm. 3), S. 178.

10 Vgl. STERN.de, 19.9.2009.

11 Vgl. Hans Werner Bierhoff: Die Strasse als Ort der Ersten Hilfe. In: Hans-Jürgen Hohm (Hg.): Strasse und Strassenkultur. Interdisziplinäre Beobachtungen eines öffentlichen Sozialraumes in der fortgeschrittenen Moderne. Konstanz 1997, S. 101–113.

12 Nord-Media-TV, 2.7.2008.

13 Vgl. www.autobild.de/artikel/erster-a-der-unfallstelle_45189.html, 12.10.2009.

14 Am 15. April 1989 wurden bei einem Spiel zwischen dem FC Liverpool und Nottingham Forrest auf den überfüllten Rängen des Sheffielder Hillsborough-Stadions 96 Zuschauer getötet und mehr als 750 verletzt. Die «Sun» berichtete danach, betrunkene Liverpooler Fans hätten Rettungskräfte angegriffen, Tote bestohlen, auf Leichen uriniert und ein totes Mädchen missbraucht (vgl. Der Tagesspiegel, 12./13.4.2009, und Süddeutsche Zeitung, 15.4.2009). 15 Jahre später entschuldigte sich die Zeitung für diese Behauptungen.

15 Vgl. das TIME-Book «Hurricane Katrina», New York 2005, S. 55.

16 Michael Eric Dyson: Come Hell or High Water. Hurrican Katrina and the Color of Disaster. New York 2006, S. 170.

17 Goffman (wie Anm. 1), S. 125 und S. 128.

[18] Lewis A. Coser: Theorie sozialer Konflikte. Neuwied, Berlin 1965, S. 145f.

[19] Der Psychologe Ekkehart F. Kleiter liefert hierzu Daten aus eigenen empirischen Erhebungen: Demnach beurteilen sich 54% der befragten Frauen und 29% der Männer als versöhnungsbereit (vgl. Ekkehard F. Kleiter: Konflikt und Versöhnung. Über den empirischen Zusammenhang von Konflikt und Versöhnungsbereitschaft bei Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen. Lengerich usw. 2003, S. 232), Erwachsene sehen sich öfters als versöhnlich an als Jugendliche (ab 35 Jahren 55%, zwischen 24 und 34 Jahren 35%; vgl. Kleiter ebd.), und Erwachsene mit höheren Schulabschlüssen öfters als solche mit niedrigeren (Hauptschulabschluss 37%, Realschule 44%, Abitur 51%, Hochschulabschluss 56%; vgl. Kleiter S. 141). Den Gegenpol bilden – wiederum nach eigener Einschätzung – die latent oder offen «Streitsüchtigen» mit 41%, wobei junge Frauen hinter, erwachsene Frauen aber gleichauf mit den Männern rangieren (vgl. Kleiter S. 173). Über das tatsächliche Verhalten in Konfliktsituationen können diese Zahlen natürlich keine Auskunft geben: Der cholerische Schläger kann dem Geschlagenen sofort danach tränenselig um den Hals fallen; der gemeinhin Friedliche wiederum kann ausrasten wie Kleists Michael Kohlhaas oder wie Michael Douglas in Joel Schumachers Film «Falling Down».

[20] Vgl. Süddeutsche Zeitung, 8.5.2006.

[21] Helmut Bott: Stadt-Schichten. In: Ders. u.a. (Hg.): Stadt und Kommunikation im digitalen Zeitalter. Frankfurt am Main, New York 2000, S. 101–128; hier S. 112.

[22] Vgl. Süddeutsche Zeitung, 17.7.2007.

[23] Vgl. Ursula Paravicini: Öffentliche Räume im digitalen Zeitalter. In: Helmut Bott u.a. (Hg.): Stadt und Kommunikation im digitalen Zeitalter. Frankfurt am Main, New York 2000, S. 115–128.

[24] Vgl. dazu Klaus Selle: Öffentliche Räume in der europäischen. Stadt – Verfall und Ende oder Wandel und Belebung? Reden und Gegenreden. In: Walter Siebel (Hg.): Die europäische Stadt. Frankfurt am Main 2004, S. 131–145.

[25] Claudia Nikodem/Erika Schulze/Erol Yildiz: Die soziale Grammatik des urbanen Zusammenlebens. In: Wolf-Dietrich Bukow u.a. (Hg.): Auf dem Weg zur Stadtgesellschaft. Die multikulturelle Stadt zwischen globaler Neuorientierung und Restauration. Opladen 2001, S. 209–226, hier S. 214, S. 220 und S. 224.

[26] Kathrin Kipp: «Wer nicht hüpft, der ist ein Ulmer!» Zu den kulturellen Praktiken von Fussballfans in der Regionalliga am Beispiel der Fans des SSV Reutlingen 05. Magisterarbeit am Ludwig-Uhland-Institut der Universität Tübingen, 1998, S. 55.

[27] Vgl. dazu Burkhart Lauterbach/Stefanie Lottermoser: Fremdkörper Moschee? Zum Umgang mit islamischen Kulturimporten in westeuropäischen Grossstädten. Würzburg 2009; Claus Leggewie/Angela Joost/Stefan Rech (Hg.): Der Weg zur Moschee. Eine Handreichung für die Praxis. Bad Homburg 2002; Franz Sommerfeld (Hg.): Der Moscheestreit. Eine exemplarische Studie über Einwanderung und Integration. Köln 2008.

[28] Christoph Ehrhardt: Moscheebau in Mannheim. Ganz anders als bei Karl May. In: faz-net, 17.10.2007.

[29] Vgl. ebd.